

immer schon ein sehr träumerischer Junge gewesen, hatte – während ich in der Natur herumstreunte, auf Baumkronen kletterte und über Wiesen rannte – ganz tief in mich hineingehorcht und meiner Phantasie freien Lauf gelassen. Und nun, da ich etwas älter war, da ich alle schulischen Aufgaben erfüllt hatte und mich von jeglichem Zwang befreit fühlte, nutzte ich die Angebote der Natur abermals zu ausgedehnten Spaziergängen – ich stand spät auf, machte mich in aller Seelenruhe fertig, trat hinaus in den Tag und schaute bis zum Abend nicht mehr auf die Uhr. Es war vielleicht, wenn ich so sagen darf, die schönste Zeit meines Lebens, und wenn es in diesen Tagen überhaupt etwas gab, das mich ein wenig betrübte, dann vielleicht nur, dass Vincent, einer meiner zwei engsten und liebsten Freunde, den ich seit Kindertagen kannte, gleich nach dem Abitur die Stadt in Richtung München verlassen hatte. Er hatte mir selbstverständlich erklärt, was genau er da nun ins Werk setzte, aber ich konnte es mir beim besten Willen nicht merken, und überdies war ich natürlich auch einfach sauer auf ihn, dass er mir so Hals über Kopf den Rücken zugekehrt hatte.

Erst nach gut einem halben Jahr begannen meine Eltern zaghaft damit, mich nach meinen weiteren Plänen zu befragen, woraufhin ich zunächst nur mit einem freundlichen Lächeln und einer abweisenden Handbewegung reagierte, sobald ihr Insistieren aber dringlicher wurde, mit sanft erhobener Stimme oder ersten kleineren Wutausbrüchen. Ich wusste ja, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sich das Richtige für mich ergeben würde. Also ging es für mich nur darum, meine Eltern bei Laune zu halten, bis sich alle angeblich so dringenden Probleme durch eine weitere Fügung urplötzlich in Luft auflösen würden.

Und um mich beizeiten selbst noch einmal zu vergewissern, dass auch wirklich alles in Ordnung war und kein Grund

zur Sorge bestand, holte ich aus der Schublade meines Schreibtisches regelmäßig das in Klarsichtfolie abgeheftete Abiturzeugnis hervor, setzte mich auf einen kleinen Schemel am Fenster meines Dachzimmers, legte die Füße bequem auf den Sims und beschaute mir jedes Detail ganz genau. Ja, dieser Abschluss war eine Meisterleistung gewesen, keine Macht der Welt konnte ihn mir je wieder nehmen.

Und dann, fast über Nacht, tauchte in mir die Frage auf, was genau ich eigentlich falsch machte? Plötzlich zerbrach ich mir beinahe täglich den Kopf, saß vor dem Fenster, das Kinn in die Hände gestützt, blickte über die Felder und suchte nach einer Antwort auf die Frage, warum das Glück, so sehr ich auch darauf wartete, mir nicht mehr zur Seite stand. Und immer regelmäßiger kamen meine Eltern am Abend schon mit verschränkten Armen gemeinsam in mein Zimmer und versuchten, mich zur Rede zu stellen.

»Aber du hast doch ein so tolles Abitur gemacht, mein Sohn«, schluchzte meine Mutter beinahe.

»Ich verliere bald die Geduld! Wie lange willst du hier noch tatenlos rumsitzen!«, erhob mein Vater die Stimme. »Mit deinem Abschluss bekommst du doch jeden Ausbildungsplatz der Welt!«

Ich schwieg zunächst, als hätte ich die beiden gar nicht gehört, dann platzte es aus mir heraus.

»Seid ihr verrückt geworden?! Ich mache doch keine Ausbildung!«, brüllte ich so laut und verächtlich wie möglich durchs Haus. Sie mussten den Verstand verloren haben, wenn sie auch nur eine Sekunde lang geglaubt hatten, ich würde mit meinem Abitur in der Tasche jetzt unmittelbar irgendeiner unsinnigen Arbeit nachgehen. Diese Vorstellung war geradezu grotesk.

Jetzt erst bemerkte ich, wie sehr ich meinen lieben und vor allen Dingen so schlaunen Freund Vincent doch vermisste. An ihn nämlich, den Sohn mittlerer Beamter, konnte ich mich in jeder Notlage wenden, ihn konnte ich immer um Rat fragen. Vincent, der schon in frühen Jahren immer über alles Bescheid wusste, der sich in allem auskannte, der sich meinem Empfinden nach für wirklich alles brennend interessierte, der schon zu Schulzeiten andauernd allein durch die Gegend reiste und von sich selbst immer sagte, er würde wegen seines Ordnungssinns und seiner Disziplin auch einen hervorragenden Soldaten abgeben, wäre er nicht so ein Feingeist und Pazifist. Vincent verlor nie die Nerven, war von vorbildlicher Verlässlichkeit, und allein mit ihm Zeit zu verbringen gab mir das gute Gefühl, vielleicht selbst auch von vergleichbarem Charakter zu sein. Und jetzt merkte ich also, wie sehr seine Abwesenheit meine Unruhe verstärkte.

Auch mein Schlaf geriet zusehends schlechter, ich begann mit den Zähnen zu knirschen, wie mir mein schmerzender Kiefer am Morgen bedeutete. Häufig wachte ich schweißgebadet aus den immer gleichen sorgenvollen Albträumen auf und fand kaum die Kraft, morgens überhaupt aus den Federn zu kommen. Und spätestens als in den Vereinigten Staaten aus heiterem Himmel die Türme des World Trade Centers einstürzten, kam ich zu der schmerzvollen Erkenntnis, dass etwas Grundsätzliches ins Wanken geraten war, dass mich – stellvertretend für uns alle – das Glück verlassen hatte, ja, dass einfach alles, woran ich glaubte, vielleicht für immer seine Gültigkeit verloren hatte.

Man hörte es ja auch überall: »Nichts wird mehr so sein, wie es mal war«, hieß es rund um die Uhr auf jedem Fernsehsender, im Radio und in den Gesprächen meiner Eltern – und mir war, als würden sie alle ganz allein *mich* damit meinen. Nichts war mehr so, wie ich es kannte, schlimmer noch, die Hiobsbotschaften rückten sogar immer dichter an mich heran.

Denn dass sich nun, wie sich schon bald herausstellte, das Glück nicht bloß von mir abgewandt hatte, sondern ausgerechnet Personen in meinem nächsten Umfeld zufiel, Menschen, die es sehr viel weniger verdient oder nötig gehabt hätten, gab mir den Rest.

Getroffen hatte es nämlich ausgerechnet meinen anderen besten Freund, Sebastian, den hoch aufgeschossenen, hellblonden, strahlenden Sohn eines Zahnchirurgen aus der Nachbarstadt.

Ich hatte Sebastian, der wie ich ein begabter Fußballer gewesen war, einige Jahre zuvor in einer Auswahlmannschaft kennengelernt und mich schnell mit ihm angefreundet. Er war im Vergleich zu mir zwar gewiss nicht behüteter, aber doch in ungleich größerem Luxus aufgewachsen, denn in den goldenen Siebziger- und Achtzigerjahren der Bundesrepublik hatte sein Vater so viele Zähne und Kiefer aufgebohrt und daran herumgemacht, dass die Familie bald gar nicht mehr wusste, auf welchen Konten im In- und Ausland sie das ganze Geld noch würde verstecken können. Das Glück des Vaters und das seiner Patienten war viele Jahre lang ein gegenseitiges gewesen und hatte darin bestanden, dass die gesetzlichen Krankenkassen ganz einfach bezahlten, was kaputtgegangen war. Und so gingen die Menschen damals mit einem Lächeln zum Zahnarzt und gönnten dem Herrn Doktor den dunkelblauen Jaguar, den ich so liebte, die Sorglosigkeit der Familie sowie die üppige, von oben bis unten mit carrarischem Marmor und Jugendstilmöbeln ausgestattete Villa am Stadtpark, in der ich meinen Freund stets gern besuchte, wenn es die Zeit mir erlaubte.

Da die wirklich goldenen Jahre für Zahnärzte im Ruhrgebiet jedoch längst vorbei waren und Sebastians Vater bereits alles Geld der Welt verdient hatte, waren er und seine Frau die meiste Zeit gar nicht mehr vor Ort, sondern vergnügten sich